

J. M. Bettembourg, M. Perez y Jorba, *Approche scientifique des problèmes posés par la corrosion des vitraux. Le dialogue nécessaire entre le laboratoire et l'atelier de restauration.* – E. Brivio, *Duomo di Milano. Sulle tracce di un'antica vetrata cinquecentesca.* – L. Cannon, D. Goldkuhle, *A Study of the Physical and Chemical Properties of Lead Calme and the Deterioration and Stability of Leaded Stained Glass.* – C. Richter, *Die Wiederherstellung von zwei mittelalterlichen Glasfenstern in Doberan. Eine Re-Restaurierung.*

Finally, in a supplementary session after the end of the colloquium, some papers addressed the issue of generating designs in the stained glass workshops of the 19th century:

V. Raguin, *Workshop Practices in the 19th Century: A New World of Printed Images and Written Texts.*

The glass painters of the 19th century were eager to bring the value of their product beyond „mere decoration“. They admired medieval art of its decorative brilliance, but took as figural models the art of the Renaissance, and painting on canvas and panel, the established major fields of production. Contemporary collecting followed the same trends. Graphic reproductions of such works were a major means of dissemination, and show a transformation of the original style that made their assimilation as models easier. Major painters, beginning with Sir Joshua Reynolds also followed early models, and the patrons too preferred them. The practice of borrowing continued into the 20th century, in the American atelier of Connick, who made use of albums by Westlake, Magne etc., but textual sources were equally important in the Neo Gothic era.

M. Greenland, *1847 to 1990 by way of 1545: The Corpus Vitrearum in the service of the Church of St. Ann and the Holy Trinity, Brooklyn, New York.*

The windows in the church of St. Ann and the Holy Trinity, made in the 1840's, were the first to be assembled in America. William J. and John Bolton had strong ties with Cambridge, England, and many of the designs used in Brooklyn were inspired from the King's College Chapel glass of the 16th. These early windows have therefore proved a useful source from which to recover lost compositional elements in the course of the present restoration.

Madeline H. Caviness

Rezensionen

WOLFGANG SCHENKLUHN, *San Francesco in Assisi: ecclesia specialis; die Vision Papst Gregors IX. von einer Erneuerung der Kirche.* Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991. XII + 268 S. m. 129 Abb. DM 74.-
(mit drei Abbildungen)

Diese Habilitationsschrift veröffentlicht wichtige, neue Baubeobachtungen zur Grabeskirche des hl. Franziskus. Doch ist das Ziel weiter gesteckt. Das historische Bedingungsfeld soll in die kunstgeschichtliche Analyse miteinfließen. Der

Untertitel deutet bereits an, daß der Autor Papst Gregor IX. (1227-41) eine maßgebende Rolle bei Planung und Planänderung der Doppelkirche zuschreibt.

Zum Erscheinungsbild der Kirche wird zunächst festgestellt, daß ein vom Tal oder von der Stadt Kommender von außen noch nicht auf eine Doppelgeschossigkeit schließen könne. Doch war wohl das Portal der Oberkirche vor der Errichtung der Stützmauer für die Aufschüttung des Vorplatzes auch von unten besser zu erkennen. Der Eingang zum Konvent lag weiter westlich als heute, und vor dem Anbau der Kapellen muß die Südwand der östlichen Langhausjoche bis hinunter zum anstehenden Felsen frei sichtbar gewesen sein. Man hätte die später zugesetzten, rundbogigen Fenster der Unterkirche wahrgenommen, nicht immer exakt darüber die schmalen gotischen Fenster der Oberkirche. Hätte ein Betrachter nicht doch nach der Außenansicht bereits zwei verschiedenartige Kirchenräume erwartet?

Der Verfasser stellt in Frage, daß man aus den Stildifferenzen zwischen Unter- und Oberkirche auf Plan- oder Baumeisterwechsel schließen dürfe. Seiner Ansicht nach sind die formalen Unterschiede notwendiger Ausdruck eines Konzeptes für das gesamte Gebäude. Die Unterkirche entspreche als tragender Teil der Pfeilerzone einer gotischen Basilika, die Oberkirche als getragener Teil deren Obergaden. Es ist eine der zentralen Thesen des Buches, daß Querhaus und Apsis der Oberkirche unmittelbar im Anschluß an die entsprechenden Bauteile der Unterkirche errichtet seien. Die Schlußfolgerungen waren *in nuce* schon in einer älteren Arbeit des Autors enthalten, so daß bereits eine Erwiderung von J. Wiener (*Die Bauskulptur von San Francesco in Assisi*, Werl 1991) vorliegt. Dort ist z.B. bei der Beschreibung der Apsisseite m.E. überzeugend die Verschiedenheit der künstlerischen Intentionen für Unter- und Oberkirche aufgezeigt, und Wiener nennt die französischen Vorbilder, die für die Oberkirche von Assisi einen Baubeginn nach 1239 nahelegen.

Schenkluhn kann bei der Geländebetrachtung genauer als die ältere Forschung den Nachweis führen, daß für den Querhaus- und Apsisbereich der Unterkirche keine größere Abarbeitung der Felsoberfläche nötig war, während das Langhaus zum größten Teil in eine Art Felswanne eingelassen ist. Wahrscheinlich wurden dort die meisten Steinlagen unterhalb des Gesimses der Felswand lediglich vorgemauert.

Sehr interessant sind (S. 26 ff.) die Beobachtungen, daß unter der polygonalen Johanneskapelle am Südquerhaus die Grundmauern eines kleineren, etwas nach Osten verschobenen, flachgeschlossenen Anbaus liegen. Aus nicht sehr ähnlichen Mauerresten unter der nördlichen Nikolauskapelle wird der Schluß gezogen, beide Querhausarme hätten schon nach dem ersten Plan Kapellen haben sollen. Der Autor gibt aber selbst an, daß der Mauerzug des südlichen Anbaus nicht im Verbund mit der Querhauswand steht. Der Baubefund reicht nicht aus, sich über den postulierten ursprünglichen Zugang unter dem mittleren Apsisfenster der Unterkirche ein Urteil zu bilden. Nicht unerwartet, aber sehr willkommen sind die Indizien (S. 34 ff.), daß die Gewölbe des Unterkirchenquerhauses zur frühen Bauphase gehören.

Die sicher mühsame Kärnerarbeit, die der Autor und seine Helfer auf sich nahmen, hat für die Apsistorrioni wichtige Ergebnisse gebracht (S. 42 ff.). Beide waren Treppentürme, die sowohl zur Apsis der Unterkirche als zu den Querarmen der Oberkirche Ausgänge besaßen. Die Türen zur Unterkirche lagen erstaunlich hoch, fast in Höhe der Fenstersohlbänke. Der Rückschluß auf eine Bühne in voller Breite der Apsis ist nicht überzeugend. Nach der Rekonstruktionszeichnung wäre die Apsiskalotte nur noch eine Art hochgelegene Höhle, die Wirkung wäre also durchaus anders als bei den zum Vergleich genannten Podien von S. Maria Maggiore oder S. Pietro in Assisi. Der Autor führt als Zeugnis für die postulierte Bühne eine Szene der Franziskustafel im Museum der Kirche an und kommt später (S. 143) im Zusammenhang mit der Confessio in Alt-St. Peter in Rom auf seine Interpretation zurück. Die Hintergrundarchitektur des Bildes kann jedoch nicht als Innenansicht der Unterkirchenapsis gedeutet werden. Der Maler kennzeichnet durch rote Dachziegel die Kuppel eines Zentralbaus, erst darüber sitzt das seltsame, von Sch. als Apsiskalotte interpretierte Gebilde. Die hochliegenden Ausgänge der Treppentürme zur Apsis der Unterkirche legen eigentlich nahe, es habe von dort aus Treppen bis zum Niveau der Vierung gegeben. Der Autor schließt diese Möglichkeit aus, weil eine Photographie der Apsis ohne das Chorgestühl keine Reste von Stufen erkennen läßt. Es scheint ihn nicht zu stören, daß man an den westlichen Vierungspfählern und den Querhauswänden auch keine Reste der Treppenaufgänge zur von ihm rekonstruierten Bühne sehen kann.

Der südliche Treppenturm besaß keinen Ausgang in Höhe der Kreuzgangplattform. Er muß von Anfang an dafür bestimmt gewesen sein, Unter- und Oberkirche miteinander zu verbinden. Da die Apsistürme, ihr Treppen- und Türsystem im Mauerverband stehen, sind sie ein gutes Argument dafür, daß zur Erbauungszeit der Unterkirche bereits eine Oberkirche geplant war. Freilich ist damit noch nicht gesichert, die Oberkirche habe schon nach dem ersten Plan so aussehen sollen wie der ausgeführte Bau. Auch die Beobachtung (S. 26), daß bei Unter- wie Oberkirche die Quadern der aufgehenden Wand in horizontalen Lagen über die gesamte Querhausbreite, einschließlich Apsis und Torrioni, zu verfolgen sind, wird Zweifler wohl nicht vom einheitlichen künstlerischen Konzept für beide Räume überzeugen.

An mehreren Stellen des Textes ist vom ursprünglichen Fußbodenniveau der Unterkirche die Rede. Auf Beobachtungen von Pater Ruf fußend, kommt der Autor zu dem Schluß, gegenüber der Vierung sei der Boden im nördlichen Querarm ca. 47 cm, im Südquerhaus ca. 22 cm, im Langhaus bei den Vierungspfählern 45,5 bzw. 47 cm höher gewesen. Im Kirchenschiff sei der Boden dann horizontal verlaufen, so daß er in der Mitte des östlichen Joches, bei den Eingängen zu Martins- und Ludwigskapelle, das heutige Niveau erreicht hätte. Die These vom höher gelegenen Fußboden kommt natürlich der Vorstellung entgegen, die Unterkirche sei als tragender Teil erlebbar, in der Wirkung ganz von den Gewölben bestimmt. Es wird nicht erklärt, warum man sich im 13. Jahrhundert die Mühe gemacht haben soll, die Felswanne mehr als 40 cm unter das geplante Bodenniveau einzutiefen und der Felswand seitlich so tief hinunter Steinlagen sauber vorzumauern. Als

Kronzeuge für das ursprüngliche Niveau wird Fra' Ludovico da Pietralunga genannt. In seiner um 1570-80 verfaßten Beschreibung der Kirche wird der Boden jedoch ähnlich wie heute geschildert (ed. Scarpellini, 1982, S. 27, 29). Vom Eingang bis zur Kirchenmitte ging es schon damals sanft abwärts, dann blieb man anscheinend bis zur Vierung auf derselben Ebene, und auf diese, nicht auf die Steinbank unter der Stanislauskapelle, bezieht sich Fra' Ludovicos Angabe über das Grab der seligen Giacoma. Der Zustand im 16. Jahrhundert würde noch wenig für das ursprüngliche Bodenniveau besagen, wenn uns der Franziskaner (ed. 1982, S. 48) nicht eine Nachricht böte, wie die von Schenkluhn richtig beschriebenen Abarbeitungen an den Wänden zu erklären sind. Im Anschluß an die Beschreibung der Stanislaustribüne heißt es: „De rieto alla altare delli reliquie gli sonno nella chi(e)sa, di qua et di là sedie de pietra, queste facte a questo fine per li confessori“. Auf den Altar unter dem Reliquienschränk der Sakristei bezogen, geben Steinsitze „auf beiden Seiten der Kirche“ keinen Sinn. Man muß aber wissen, daß zur Zeit des Fra' Ludovico die Reliquien für den Porziuncola-Ablaß im August in der Martinskapelle öffentlich gezeigt wurden (ed. 1982, S. 44). Zwischen Martins- und Stanislauskapelle scheint es im 16. Jahrhundert auf beiden Seiten der Kirche Steinsitze für die Beichtväter gegeben zu haben. Das sind aber die Joche mit den Abarbeitungen an den Wänden, die als ursprüngliches Fußbodenniveau gedeutet wurden. Die Steinbänke werden alle ähnlich ausgesehen haben wie die unterhalb der Stanislaustribüne erhaltene, und sie waren vielleicht sogar um die Pfeiler herumgeführt. An acht Stellen der Kirche sind dicht über diesem Niveau im Abstand von 60-70 cm je zwei senkrechte Eintiefungen zu beobachten, jede 10 cm breit, 50-62 cm hoch. Sie sind als Verankerungen der Nebenaltäre des 13. Jahrhunderts gedeutet worden, hätten dafür aber recht seltsame Abmessungen. Auch bedürfte es einer Erklärung, warum ausgerechnet unter dem Marienbild des Duecento keine ähnlichen Einlaßspuren sind, würde man doch hier am ehesten einen Altar vermuten. Neben der Martinskapelle sind die senkrechten Eintiefungen durch eine giebelförmige Rille überhöht und verbunden (*Abb. 1*), die nicht zu einem einstigen Nebenaltar passen will, dagegen Sinn hätte, wenn hier der obere Rand einer flachen, hölzernen Rücklehne befestigt war. Die Armlehnen der von Fra' Ludovico beschriebenen Sitze waren in die Rückwand und in die Bank eingelassen, wie man bei einer der Sitzplatten unter der Stanislaustribüne noch sehen kann. Erst 1258 gab Papst Alexander IV. dem Kustos von S. Francesco und den im Konvent anwesenden Priestern die Erlaubnis, die Beichte der Pilger zu hören. Die ersten Beichtstühle mögen bald nach diesem Datum in der Kirche eingerichtet worden sein. Als um 1300 der Lettner entfernt wurde (oder was immer man sich als Chorabschluß im westlichen Langhausjoch denkt), da scheint man die alten Bänke zur Vierung hin verlängert zu haben, denn unter dem Sacarium der Nordwand finden sich auch Spuren von Seitenlehnen eines Beichtstuhls, nur sind sie nicht, wie in den übrigen Wänden, eingetieft. Steinbänke – nicht notwendigerweise alle als Beichtgelegenheiten genutzt – gab es auch links vom Michaelsaltar der Oberkirche und im rechten Querhaus der Unterkirche.

Sch. gibt als erster der Tür von der Sakristei zur Stanislaustribüne, auch der Tribüne selbst, viel Beachtung (S. 74 ff.). Nach seiner Auffassung ist die Treppe gleichzeitig mit der Errichtung der Unterkirchenmauer anzusetzen, sie beweise also, daß es immer an dieser Stelle eine Verbindung von einem Anraum zur Kirche gab. Die Tür muß tatsächlich bestanden haben, ehe der Stützbogen für eine westöstliche Treppe aufgemauert wurde, die vom Querhaus zum Campanile führt. Diesen ansteigenden Gang wiederum möchte der Autor (S. 88 f.) anscheinend vor 1239 und gleichzeitig mit der Aufmauerung des Campanile datieren. Das ist nicht überzeugend, denn der Gang kann erst eingerichtet worden sein, als das ursprüngliche Langhausfenster schon vermauert war. Als bald nach 1260 der Franziskusmeister und seine Werkstatt das Langhaus ausmalten, war das Fenster aber offenbar noch vorhanden. Die erhaltene Treppe kann keiner der ursprünglichen Zugänge des Campanile sein, und Rez. kommt am wahrscheinlichsten vor, daß sie ein Einbau der Zeit um 1310-15 ist, als die Sakristei der Unterkirche zu einer komplexen Struktur mit oberem Umgang erweitert wurde. Gehört der Treppbogen erst ins Trecento, entfällt die Notwendigkeit, Tür und Treppe zur Stanislaustribüne ins Duecento zu datieren. Die Rezensentin ist keine Bauhistorikerin, wagt aber doch an des Autors Feststellung zu zweifeln, daß diese Tür im Verband mit der Langhauswand steht. Die unteren Steine des rechten Türgewändes schneiden ganz willkürlich in die angrenzenden Lagen ein, und das spricht wohl für ein nachträgliches Einbrechen der Öffnung. Erst die oberen Lagen sind regelmäßiger. Das ist aber die Höhe der in die Sakristei ragenden Rückwand einer Nische der Stanislauskapelle, die auch Schenkluhn nicht vor 1300 datiert. Wenn er 1,57 m über dem Boden der Tribüne eine andere Scharrierung der Steine feststellt, mag das mit der Aufräuhung für den Putz der Trecentofresken zusammenhängen. Es ist kein überzeugender Nachweis erbracht, der Spitzbogen der Stanislauskapelle habe einen kleineren, rundbogigen Vorgänger aus dem 13. Jahrhundert mit zugehöriger Treppe zur Sakristei gehabt.

Neue Beobachtungen bietet das Buch zum Eingangsjoch der Unterkirche (S. 80 ff.). Es scheint zunächst als bandrippengewölbtes Vorjoch errichtet worden zu sein, kürzer als die Langhausjoche und nach Norden und Süden offen.

Zum alten Disput, ob der Campanile vor oder nach Torrione und Kirchenwand errichtet sei, kann der Autor weitere Indizien bringen, daß der Campanile später als der angrenzende Torrione zu datieren ist. Für die Jahre 1239 und 1243 gibt es Nachrichten über Glocken, die seit langem schon für die Datierung des Turmes angeführt wurden. Schenkluhn benutzt diese Daten aber nun sogar für seine Argumentation, eine entscheidende Planänderung beim Bau der Oberkirche falle noch in die Zeit Gregors IX. Man liest (S. 90): „Das Fensterpaar im ersten Joch der Oberkirche sitzt nicht in der Jochmitte, sondern leicht nach Osten verschoben, was durch den Turmvorbau zu einer in dieser Weise nicht nötigen Überschneidung führt. Die Südwand zwischen Querhaus und zweitem Langhausjoch stand also in ganzer Höhe bereits aufrecht, bevor der Campanile geplant und ausgeführt worden ist.“ Im westlichen Langhausjoch ist das Fenster der Nordwand tatsächlich auffallend nach Osten verschoben (*Abb. 2*). An der Südwand

dagegen ist die Unregelmäßigkeit kaum zu bemerken (*Abb. 3*). Hier ist für das Fenster eine Position gewählt, die so gut wie möglich sowohl den Schatten von Torrione und Querhaus als den vom Campanile vermeidet. Das spricht m.E. dafür, daß mindestens die unteren Stockwerke des Turmes standen und berücksichtigt wurden.

Es wird schon seit langem angenommen, das Langhaus der Unterkirche sei dreijochig angelegt gewesen. Sch. geht weiter und postuliert auch für die Oberkirche eine erste Planung mit nur drei Langhausjochen. Er druckt Rocchis Längsschnitt mit vermaßter Nordwand ab und läßt (S. 90 f.) zu dem Gedankenspiel ein, man solle die Wanddienstbündel des Oberkirchenlanghauses aus ihrer nach Westen verschobenen Position genau über die Unterkirchenpfeiler stellen. Auf diese Weise, so der Autor, „erhält man nicht nur eine Jochübereinstimmung zwischen unten und oben, sondern es rückt auch – und das ist entscheidend – das westliche Langhausfenster in die Jochmitte.“ Die letzte Behauptung ist am Beispiel der abgebildeten Nordseite ganz unverständlich. Die Wandfelder neben dem westlichen Langhausfenster sind rechts 3,63 m, links 5,38 m breit, und 40 cm mehr für das rechte würden sie noch nicht gleich machen. Auf der Südseite, für die keine so genauen Messungen publiziert sind, ginge Schenkluhns Rechnung wohl besser auf. Er scheint aber überhaupt nicht bedacht zu haben, daß der Kompromiß für die vom unteren Raum abweichenden Langhausjoche der Oberkirche nicht erst durch den Planwechsel im östlichen Joch unvermeidlich wurde. Die östlichen Vierungspfeiler sind im Vergleich zu denen der Unterkirche weiter nach Westen verschoben als die Wanddienstbündel des anschließenden Langhausjoches. Der Baumeister konnte in dieser Phase wahrscheinlich noch annehmen, mit einer Verschiebung nur dieser Dienstbündel um ca. 40 cm sei der Ausgleich für die beiden westlichen Langhausjoche erreicht. Der Autor scheint auch nicht daran zu denken, daß Assisi in einem Erdbebengebiet liegt und die Franziskuskirche auf ihrem Hügel allen Winden ausgesetzt ist. Schwerlich hätte ein Baumeister im westlichen Langhausjoch die dünnen Seitenwände einschließlich der Fenster hochgezogen, ohne sie im Osten durch Stützen zu sichern, hätte zwei Planwechsel für das östliche Joch abgewartet, ehe er dem westlichen Joch seine Dienstbündel und den Torrione gab. Für die östlichen Langhausjoche hat der Autor recht, daß ihre Abmessungen bereits den Planwechsel zugunsten einer kurzen Quertonne bei der Fassade voraussetzen. Die für Dreierdienstbündel ausgelegten Ecksockel belegen den vorausgehenden Plan für das östliche Joch. Rez. konnte keine einleuchtenden Gründe entdecken, warum es davor noch einen weiteren Plan mit der Fassade vor einem dreijochigen Langhaus gegeben haben muß.

Dankbar ist man für die neuen, präzisen Angaben über die Anlage der ausgeführten Fassade. 4 m unterhalb des Portals der Oberkirche gab es einen Gang, dessen Überdeckung anscheinend vor der Fassade eine Art Balkon bildete. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß es nach der Umwandlung des Narthex zum Vorjoch der Unterkirche im Süden ein kurzes Portaljoch gab. Der Strebepfeiler südlich der Fassade scheint als Treppenturm angelegt worden zu sein.

Das Kapitel der bautypologischen Definitionen ist anregend, fordert freilich auch zum Widerspruch heraus. Das klassische Arbeitsinstrument des Kunsthistorikers, der Stilvergleich von Einzelformen, wird als untauglich abgetan. Statt dessen soll der Weg einer integrativen Betrachtung eingeschlagen werden. Für die doppelgeschossige Anlage einer einschiffigen Kirche mit T-förmigem Grundriß, die Apsis unmittelbar dem Querhaus angefügt, ist kein eindeutiges Vorbild bekannt. Nach Ansicht des Autors fügt sich die Anlage aus zwei deutlich unterschiedenen Teilen zusammen: dem Chor und dem einschiffigen Langhaus. Hier kann man einwenden, daß sich in Unter- und Oberkirche Lang- und Querhaus auf eine Weise durchdringen, die bei keinem der zum Vergleich genannten Bauten wiederzufinden ist. Die erste typologische Herleitung konzentriert sich auf den Chor. Seltsamerweise werden die umbrischen Beispiele für eine halbkreisförmige Apsis, die unmittelbar an die Vierung anschließt, nicht genannt. Gewiß ist es nützlich, Alt-St. Peter in Rom mit seinen Treppentürmen neben der Apsis wieder in die Diskussion einzubeziehen. Ob auch ein Vergleich der Querhausannexe von Alt-St. Peter für Assisi von Belang ist, hängt davon ab, ob man Schenkluhns Deutung und Datierung der Mauerreste unter Johannes- und Nikolauskapelle akzeptiert. Sehr suggestiv ist sein Vergleich zwischen der Franziskuskirche und der Kathedrale von Trani. Zwar wird in Assisi die Apsis von Torrioni gerahmt, in Trani von schmalen, steilen Nebenapsiden, aber ähnlich ist der Verzicht auf Gliederungselemente für den Halbzylinder der Apsis; ein Verzicht, der bei älteren Kirchen Umbriens nicht zu beobachten ist. Der Bau in Trani suggeriert sogar etwas, was Schenkluhn nicht beabsichtigte: So ähnlich könnte die geplante Gesamtwirkung für die Apsiden von Unter- und Oberkirche von Assisi gewesen sein, ehe der Baumeister der Oberkirche die Apsisrundung polygonal brach.

Im Abschnitt über S. Francesco als Grabeskirche folgt auf Vergleiche mit Alt-St. Peter natürlich der Hinweis auf die Grabeskirche in Jerusalem. Nach Ansicht Schenkluhns war der ursprünglich geplante Bau der Franziskuskirche eine Synthese aus Memorialaspekt (Querhaus und Apsis) und französischer, doppelgeschossiger Bischofskapelle (S. 147 ff.). Vom letztgenannten Bautyp seien Besonderheiten im Übereinander zweier Kirchenräume abzuleiten. Hier ist vorausgesetzt, daß der Leser des Autors Hypothese vom ersten Plan eines nur dreijochigen Langhauses der Oberkirche akzeptiert hat, und die Zweifel an dieser Hypothese wurden oben genannt. Außerdem: Wenn man in Assisi von Beginn an Bischofskapellen wie die von Reims oder Paris als Vorbild angesehen hätte, wie erklärt es sich dann, daß die Bauformen der Unterkirche nichts mit französischer Gotik gemein haben?

Der Planwechsel für die Oberkirche hat, nach Meinung des Autors, im Konzept eine Wende gebracht: „Von der Bischofskapelle zur päpstlichen Aula“ (S. 155 ff.). Erst in diese Phase sollen die Langhaustorrioni gehören. Sie werden mit den turmartig erscheinenden Sitznischen der Sala del Concilio Leos III. am Lateran verglichen, wie sie auf einer Heemskerck-Zeichnung zu erkennen sind. Es ist ein „impressionistischer“ Vergleich, hatten die Sitznischen doch eine völlig andere Funktion als die Torrioni.

Im folgenden Kapitel werden Überlegungen darüber angestellt, ob die Neugestaltung des Zugangs zur Unterkirche der Franziskuskirche von Süden eine Angleichung an den Weg des Pilgers im Kreuzfahrerbau der Grabeskirche in Jerusalem bedeuten könne. Seit 1219 waren Franziskaner die Hüter am hl. Grab in Jerusalem, und der neue Heilige hatte ein Leben in der *conformitas* zu Christus geführt. Ein Jerusalem-Zitat wäre durchaus möglich. Aber eigentlich genügt die Geländesituation in Assisi als Erklärung, warum die Unterkirche ein Hauptportal im Süden bekam.

Schenkluhns Vermutungen über den historischen Kontext für Entstehung und Planänderung der Franziskuskirche sind recht kühn. Er meint, die Kirche sei mit voller Absicht genau auf die Rocca, die einstige Burg der Staufer, ausgerichtet: eine Gottesburg, die der Burgruine gegenübertritt. Genau genommen, liegt die Rocca nördlich von der Verlängerung der Kirchenachse. Nur das aus der Achse verschobene Fassadenjoch – auch nach Schenkluhns Auffassung eine Zufügung, mit der im ersten Plan nicht gerechnet wurde – kann den Eindruck erwecken, die Bauten seien aufeinander bezogen. 1198 hatten die Bürger der Stadt die Burg zerstört, um nicht nach der kaiserlichen eine päpstliche Zwingherrschaft zu bekommen. Wenn 1228 die Burgruine noch Symbolwert hatte, dann den der neuen bürgerlichen Freiheit: schwerlich für Gregor IX. ein Grund, die Franziskuskirche dorthin ausrichten zu lassen. Man sollte wohl doch bei der simplen Erklärung bleiben, daß die Geländesituation für eine große, zweistöckige Kirche keine andere Achse als diese erlaubte.

Der Autor bemüht sich um eine Schilderung der Reaktionen in der Stadt auf den Tod des Franziskus (S. 179 ff.). Das ist ein schwieriges Unternehmen, denn die Quellen sind mehr als spärlich. Hier soll ein für den historischen Kontext der Franziskuskirche vielleicht nicht uninteressanter Aspekt zugefügt werden. Der Bischofspalast, der im Leben des Poverello eine Rolle spielte, stand neben S. Maria Maggiore, und diese alte Kathedrale hatte nicht alle Ansprüche aufgegeben, aber *de facto* war schon seit dem 11. Jahrhundert S. Rufino der Dom. Damals hatte Bischof Hugo den in der Vorstadt gefundenen angeblichen Sarkophag des Hauptheiligen seines Bistums nach S. Maria Maggiore holen wollen, und als das nicht gelang, machte er S. Rufino zur Bischofskirche, die von da an zwei Patrozinien hatte. Die Krypta blieb dem Stadtheiligen geweiht und hieß noch über Jahrhunderte „*ecclesia inferior*“ oder „*ecclesia corporis sancti*“, während auf die Oberkirche das Marienpatrozinium der alten Kathedrale übertragen wurde. In Struktur und Bauformen ist die Franziskuskirche S. Rufino nicht ähnlich, aber Ortskundige sahen vermutlich die Kirche des neuen Heiligen, der bald unter die Stadtpatrone gezählt wurde, in Konkurrenz zur Kirche des alten Stadtheiligen. Erst 1212 hatte es eine Überführung der Gebeine des hl. Rufinus gegeben, die ein Wunder am alten Aufbewahrungsort ausgelöst hatte. Für S. Francesco ist festzuhalten: Die verschiedenartige Funktion der Räume einer Doppelkirche, die Grabeskirche des Titelheiligen unten, die Marienkirche oben, waren für Assisi nichts Neues.

Man bedauert, daß Schenkluhn den historischen Kontext zu rasch und zu einseitig auf Gregor IX. und seinen Konflikt mit Friedrich II. eingrenzt. Er stützt

sich vorwiegend auf Kantorowicz und Haller. Mit Quellentexten geht er oft recht frei um. Hier ein Beispiel, das sich im Untertitel des Buches niedergeschlagen hat. Im August 1227, als sich das Kreuzfahrerheer in Süditalien sammelte und die Machtprobe zwischen Kaiser und Kirche sich abzuzeichnen begann, hätte Papst Gregor eine Erleuchtung gehabt und Franziskus als die Kraft erkannt, die den Feind überwinden wird (S. 199). Die Grundlage für die Behauptung ist eine Interpretation der Beischrift des bekannten Wandbildes in der Gregorskapelle des Sacro Speco bei Subiaco. Im Bild sieht man den Kardinalbischof von Ostia, den späteren Gregor IX., während der Weihe des Altars dieser Kapelle. Es ist umstritten, ob ein anderes Wandbild der Kapelle die früheste Darstellung des noch nicht kanonisierten Franziskus ist oder ob hier ein Benediktiner viel später in einen Franziskus verwandelt wurde. Jedenfalls darf man nicht ohne weiteres voraussetzen, eine Assistenzfigur im Bild der Altarweihe stelle Franziskus dar. Die Beischrift des Bildes lautet: „*Pontificis summi fuit anno picta secundo – haec domus – hic primo quo summo fuit honore / manserat et vitam celestem duxerat idem – perque duos menses sanctos maceraverat artus / Iulius est unus Augustus fervidus alter / qualis cum Paulo raptus t(ra)ns(latus ad coelum) / iam non ipse sed iam XPS vive(bat in ipso) pro quo dev(ot)a fiet hic horatio*“. Aus der Datierung der Bilder ins zweite Pontifikatsjahr wird bei Schenkluhn (S. 192), Papst Gregor habe die Kapelle ausmalen lassen. In der Literatur ist umstritten, ob mit „*primo*“ das erste Pontifikatsjahr gemeint ist oder ein anderes Jahr vor der allerhöchsten Würde. Der Verfasser nennt nur die erste Möglichkeit, obwohl er wissen mußte, daß Gregor in den Monaten Juli und August des Jahres 1227 fast täglich in Anagni nachweisbar ist (s. Potthast I, S. 688-693), sich also in der Zeit gewiß nicht in Subiaco strengen Bußübungen unterziehen und dem ekstatischen Einswerden mit Christus hingeben konnte. Nach dem Text muß man annehmen, daß es eine mystische Erfahrung Gregors bzw. des einstigen Kardinals Ugolino war. In der Inschrift steht nichts, was auf eine Vision des Papstes von einer Erneuerung der Kirche durch Franziskus schließen ließe.

Franziskus wird am 16. Juli 1228 in Assisi von Papst Gregor heiliggesprochen. Schon am 29. März des Jahres wurde die Schenkungsurkunde ausgestellt, durch die Fra' Elia für den Papst das Grundstück auf dem *collis infernus* bekommt. Die Minderbrüder sollen das Recht des Nießbrauchs haben, um zweckdienliche Gebäude und ein Oratorium oder eine Kirche für den seligen Leichnam des hl. Franziskus zu errichten. Am 29. April gewährt Gregor Spendern für den Kirchenbau eine Indulgenz, denn er hält es für würdig und richtig, „*ut pro ipsius Patris reverentia specialis aedificetur ecclesia, in qua eius corpus debeat conservari*“. Man weiß schon durch den Titel des Buches, daß Schenkluhn dem Ausdruck „*ecclesia specialis*“ eine besondere Bedeutung beimißt. Eigentlich erklärt Gregor mit der Bulle vom 22.10.1228, was damit gemeint ist: „*ecclesia ... speciali praerogativa gaudeat libertatis ... quod eadem ecclesia libertate donata, nulli alii quam Romano Pontifici sit subiecta*“. Man kann noch die Konzession Innozenz' IV. vom 16.7.1253 vergleichen: „*cum ecclesia vestra beati Francisci de Assisio specialis quidem Apostolicae Sedis et ad eam nullo pertinent median-*

te, inter ceteras Regulares Venerabilis habeatur“. Die Kirche war gegenüber anderen des neuen Ordens durch die Exemtion ausgezeichnet, die seit alter Zeit Bobbio, Montecassino und andere Klöster besaßen. Der wichtige Unterschied gegenüber den ehrwürdigen Benediktinerklöstern war, daß der Orden des Poverello keinen Besitz haben durfte, das Grundstück für die Grabeskirche deshalb dem Papst selbst überschrieben worden war. Schenkluhn geht weiter und sieht im Papst den Bauherrn der Kirche. Die Oberkirche wird ohne weiteres als päpstlicher Bau definiert. Ohne Zweifel: Dort wurde zur Zeit Nikolaus' III. um 1277 ein Papstthron aufgestellt. Gregor IX. jedoch hob 1230 im Zorn über Ausschreitungen bei der Translation der Gebeine des hl. Franziskus die Exemtion vorübergehend auf. Kann man es für wahrscheinlich halten, daß er eine im engeren Sinne päpstliche Kirche der Jurisdiktion des Bischofs und des Kapitels von Assisi unterstellt hätte?

Im Herbst des Jahres 1235 war der Papst in Assisi und hatte, wenn er es wollte, die Gelegenheit, auf den Fortgang der Bauarbeiten Einfluß zu nehmen. Schwieriger ist es, ob man der Überlieferung glauben soll, Gregor habe am 20.4.1235 die Kirche geweiht. Sehr vertrauenswürdig ist die Nachricht nicht, denn an dem Tag war Gregor in Perugia mit einer für Aragon wichtigen Angelegenheit beschäftigt, der 20.4. war auch nicht der weiße Sonntag, wie Wadding angibt. Schenkluhn nimmt an, eine Weihe 1235 könne auf die Fertigstellung der Westteile der Doppelkirche bezogen werden. Das setzt natürlich voraus, daß man seine Argumente für eine Frühdatierung des Chors der Oberkirche für überzeugend hält. Aber hatte eine Weihe des unfertigen Baus in Gregors Augen überhaupt Sinn? Benutzbare Bauteile waren in jedem Fall funktionsfähig, hatte der Papst doch schon 1227 allgemein den Franziskanern zugestanden, mit einem Tragaltar die Messe lesen zu dürfen (Potthast I, 7890). Im ältesten Inventar der Franziskuskirche werden zwei kostbare, von Papst Gregor geschenkte Werke genannt, ein Tragaltar und ein goldenes Kreuzreliquiar. Zusammen mit dem erhaltenen sogenannten Kelch des hl. Franziskus genügten sie als liturgische Ausstattung, um in der noch nicht geweihten Kirche über dem Grab des Heiligen feierlich die Messe zelebrieren zu können.

Warum Schenkluhns Hypothese einer genau auf die Jahre zwischen 1235 und 1239 einzugrenzenden Planänderung der Kirche nicht zugestimmt werden kann, wurde bereits gesagt. Es gibt keine Nachrichten über Bauzuschüsse von der Kurie, das Geld scheint durch die Pilger zusammengekommen zu sein, deren Spendefreudigkeit durch Ablässe ermuntert worden war. Das machte den Fortgang der Arbeiten vom Exil oder Tod eines Papstes unabhängig. Es ist gewagt, ohne genauere Nachrichten die Baugeschichte eng mit den Lebensdaten Gregors und mit den politischen Tagesereignissen zu verknüpfen, Fra' Elia und anderen Beauftragten des Konventes dagegen den Einfluß auf die Gestaltung der Kirche abzusprechen.

In den Schlußbemerkungen übt Schenkluhn herbe Kritik an seinen unmittelbaren Vorgängern in der Bauuntersuchung. Der Verdacht, Frau Pietramellara und ihre Mitarbeiter hätten von seinen eigenen Untersuchungen gehört und sie unge-

fragt benutzt, kann leicht entkräftet werden, denn man sieht an den Rohren und Brettern, daß die dort abgebildete Aufnahme 1980 entstand, als die Wandbilder im Südquerhaus der Oberkirche restauriert wurden. Manchen, die seit Jahrzehnten die Franziskuskirche ziemlich gut kennen, war bekannt, daß die Apsistorrioni Treppentürme sind und daß die Wandbilder Cimabues die einstigen Türöffnungen zu den Torrioni einbeziehen. Das schmälert in keiner Weise des Verfassers Verdienste, endlich die Ausgänge der Treppentürme zur Unterkirche gefunden und andere Ergebnisse der Bauforschung erstmals vorgelegt zu haben.

Irene Hueck

MADÉLINE HARRISON CAVINESS, *Sumptuous Arts at the Royal Abbeys in Reims and Braine. Ornatus elegantiae, varietate stupendes*. Princeton, Princeton University Press 1990. 401. Seiten, 491 Abbildungen, davon 25 farbig.
(mit zwei Abbildungen)

Die langjährige Beschäftigung mit den Glasmalereien von Canterbury (M. H. Caviness, *The Windows of Christ Church Cathedral Canterbury*, Corpus Vitrearum Medii Aevi, Great Britain 2, London 1981) regte die Autorin dazu an, sich mit den erhaltenen frühgotischen Scheiben von Saint-Remi in Reims zu beschäftigen. Wie sie in ihrem Vorwort berichtet, ließ sie sich auch vor Grodeckis Warnung, der ihr Forschungsvorhaben als „unmögliches Thema“ bezeichnete, nicht abschrecken. Entgegen den Vorbehalten des großen Kenners der Materie glückte das mutige Vorhaben, ein fragmentarisch erhaltenes (Saint-Remi) und ein vermeintlich verlorenes (Saint-Yved in Braine) Ensemble qualitätvoller Glasmalereien des 12. Jahrhunderts zu rekonstruieren und der Forschung zu erschließen.

Wie der Titel des Buches „*Sumptuous Arts*“ schon andeutet, strebt die Autorin mehr als eine Monographie über Glasmalerei an. Sie will darüber hinaus die Beziehung der edelsteinhaft leuchtenden Gläser zu den wirklichen Edelsteinen herstellen, die Altäre, Reliquiare und andere im Innern einer Kirche aufgestellten Geräte zieren. Sie zählt unter diese „prunkvollen Künste“ nicht nur die Werke aus kostbaren Metallen, sondern auch die farbigen Mosaikfußböden und die zur Entstehungszeit der Glasmalereien bunt bemalten Skulpturen. Mit dem Untertitel hebt sie die Kostbarkeit der Ausstattung eines Kircheninneren der Zeit um 1200 nochmals hervor. Wirklich verständlich werden diese Worte jedoch dem Leser nur in ihrem ursprünglichen Zusammenhang, einer anonymen Chronik des Prämonstratenserordens, die Charles Louis Hugo 1734 veröffentlichte und die M.H. Caviness als Einleitung ihres Kapitels über Braine (S. 65) zitiert. Der Chronist schreibt die Kirche von Braine als mit „elegantem Dekor“ geschmückt, und ihre Glasmalereien leuchteten in „erstaunlicher Farbenpracht“.

In einer ausführlichen Einleitung legt die Autorin die Prämissen ihrer Überlegungen dar. Zunächst greift sie auf Resultate ihrer früheren Studien über Canterbury zurück, in denen sie feststellte, daß die Werke eines an der Verglasung der